Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 33

Artikel: Prof. E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639931

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

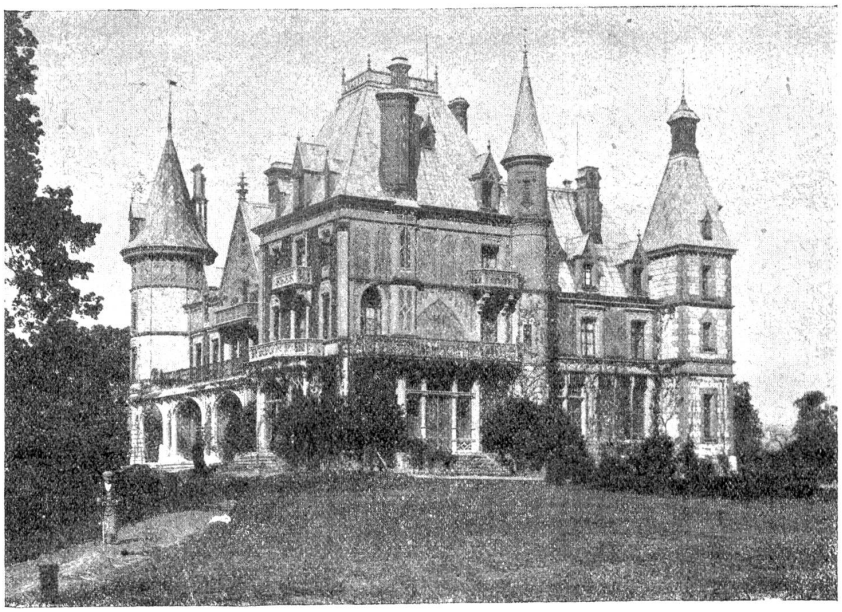
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peter von Wichtrach, Peters Sohn, zu Afterlehen. Als mit Heinrich von Strättligen das Geschlecht erlosch, schenkte dessen Vater das Mannschaftsrecht über seine Reichsleihen, damit den Zehnden in Thun, welchen Peter zum Lehen trug, seinem Tochtermann Ulrich von Bubenberg. Damit kam die Schadau an die Bubenberg. 1342 kaufte Junker Jak. von Güetingen, Herr zu Grasburg, von seinem Oheim Peter von Wichtrach zu rechtem Mannslehen den halben Zehnten auf dem Thunfeld in der Pfarre Scherzligen um 150 Pfund. Wie aber Peter von Wichtrach, der jene Reichslehen mit Ulrich von Bubenberg trug, keinen Sohn hatte, belehnte er 1370 seine Oheime Joseph und Johannes von Raron mit allen seinen Mannslehen. Nach Peters Tod trat Elisabeth, seine Tochter, Walter von Erlachs Frau vor dem Richter gegen diese Vergabung auf. Schiedsrichterlich erhielt Johann von Raron eine, sie die andere Hälfte. Elisabeth erhielt nach Wunsch die Schadau innert den Zäunen bei dem Weiher, Raron die Güter auf dem Thunfeld. 1402 verkaufte Joh. von Raron, Edelknecht, an Schultheiß, Burger und Räte von Thun anderthalb Viertel des Kornzehntens auf dem Feld im Lausanner Bistum; die andern Teile gehörten damals Walter v. Erlachs Witwe geb. v. Wichtrach und Petermanns von Bern, Burger zu Thun. Als letzter seiner Linie stiftete Antony von Erlach, Walters und der Elisabeth Sohn, 1443 eine Messe zu Scherzligen. Zur ewigen Messe vergabte er auch der Kirche zu einer Priesterwohnung sein Haus Schadau samt Zugehör mit Matten, Aeckern und Reben zu Rufenen und Hofstetten, und seinen Teil des Zehntens auf dem Thunfeld ꝛc. 1467 lieh Niklaus von Scharnachthal, als Schultheiß von Bern, Hadrian von Bubenberg, Ritter, die Reichslehen, wie sie dessen Vorderen von Kaisern und Königen hatten, u. a. diesen Zehnten auf dem Thunfeld. Von 1473 bis ins XVIII. Jahrhundert scheint die Schadau im Besitz der Erlach geblieben zu sein. Zwischen 1625 und 1630 war das frühere Schloß Schadau von einem Erlach erbaut worden. Um 1750 brachte es ein von May durch Kauf an sich, und seither ist es bei dieser Familie geblieben, das heißt bis zum Verkauf an Herrn Denis von Rougemont vom Löwenberg um das Jahr 1820, der dann 1850 das neue, heutige Schloß baute.

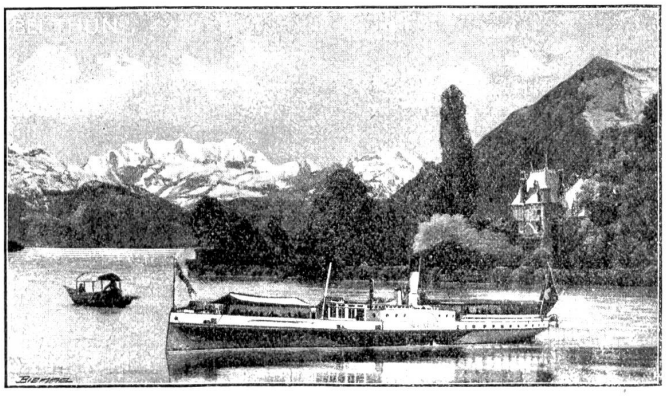


Schloss Schadau bei Thun. (Für die „Berner Woche" photographiert von G. Schneiter, Thun.)

Die Ereignisse der letzten Zeit, die die Schadau unter nicht gerade erbaulichen Umständen zum Tagesgespräch wergen ließen, wie bei der großen Fährnissteigerung im letzten November, die manches Kopfschütteln erregte, namentlich auch weil schöne Gegenstände von kunsthistorischem Wert wohl auf Nimmer-Wiedersehen dem Land verloren gingen, haben das allgemeine Interesse an diesem Gute neu geweckt. Wenn wir hier an seine Geschichte erinnern, so tun wir das um so lieber, als nichts Gedrucktes vorhanden zu sein scheint. Die geschichtlichen Notizen verdanken wir dem Stadtbibliothekar von Thun, Herrn Dr. phil. Karl Huber, der in Handschriften der gemeindlichen Bücherei Umschau gehalten hat.

Im Interesse der Schadau, wie vom Gesichtspunkte der wirtschaftlichen Bedeutung für Thun, möchten wir wünschen, daß die schöne Schloßbesitzung bald wieder in solvable Hände käme. Möchte dieses Kleinod auf Schweizerboden einem Besitzer zu eigen werden, der hier Heimatliebe fühlt, einem von der Art des Obersten von Rougemont.

E. F. B.



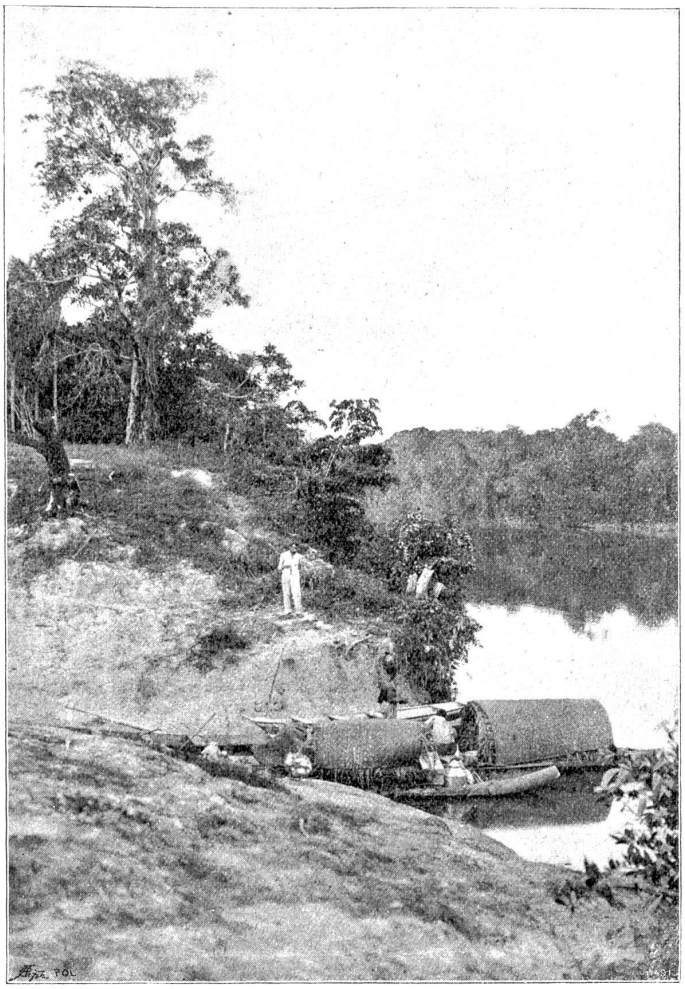
Ansicht der Schadau vom See aus.

Prof. E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet. (Schluß.)

Charakteristisch für die Fauna der Insel Marajó sind nach Göldi ferner das Wasserschwein, eine Art Riesenmeerschweinchen, die größte Nagetier-Form der Jetztzeit, und der große Ameisenbär, jenes interessante Tier, dessen buschigen Schwanz und dessen rüsselähnliche Schnauze, aus der es seine wurmförmige klebrige Zunge nach den krabbelnden Ameisen ausstreckt, wir in den zoologischen Gärten bewundern.

Den nachhaltigsten Eindruck aber macht die Vogelwelt Marajós auf den Forscher und den Reisenden. Die Insel ist das Eldorado der Colibris, Stare, Kuckucke, Hühnervögel, Tauben, Wildenten, Ibisse, Störche, Reiher, Aasgeier, usw., usw. Den Nist- und Brüteplatz der Sumpf- und Wasservögel auf einer Waldinsel schildert Göldi wie folgt:

„Schon von weitem präsentieren sich die obersten Astspitzen der breitkronigen Bäume mit einem Heer von Reihern und Störchen besetzt und je mehr wir uns nähern, desto mehr wächst auch die Zahl der wagenrad-großen, platten Horste, die als dunklere Stellen im fadenscheinigen Astwerk sich abheben. Wir zählen deren Dutzende auf jedem Baume. Immer betäubender wird der Lärm; das Gefühl von einem wahren Hexen-Sabath bemächtigt sich unser beim Betreten des Waldes; weiße Tagreiher, große und kleine blaue Nachtreiher, Kahnschnäbel, Fischreiher, Löffelreiher, Störche,



Am Ufer des Rio Capim.

Ibisse, Scharben und Schlangenhälse, alles lebt in buntester Promiscuität durch-, neben- und übereinander, indem ein und derselbe Baum häufig Horstkolonien von einem halben Dutzend verschiedener Arten trägt. Des von tausend Kehlen ausgestoßenen Krächzens, Klapperns und Fauchens ist kein Ende und nirgends tritt z. B. das trotz geselliger Gewohnheiten doch so unverträgliche und zänkische Naturell des Reihervolkes deutlicher zu Tage, als hier am Familienherde. Das Ankommen, das Abstreichen, das Niedersitzen, das Fressen, kurz jede Handlung bildet die unausgesetzte Veranlassung zu Händeln zwischen den Alten, die unter zornigem Federsträuben, widerlichem Gekreisch, Schnabelhieben ausgefochten werden und, da sich früh krümmt, was ein Haken werden will, balgen sich nicht bloß die flüggen und halbflüggen Jungen draußen auf ihrer Wiege benachbartem Aste, sondern auch schon die Dunenjungen im Neste, wenn sie auf ihren blöden, weichen Beinen noch gar nicht zu stehen vermögen. Das lärmende Treiben dauert Tag und Nacht und währt die ganze Brüte-Saison hindurch. Da die einzelnen Arten, Geschlechter und Familien mehr oder weniger in der Zeit variieren hinsichtlich des Nist- und Brutgeschäftes, so dürfte unser Besuch beim „Ninhall", wie die Einheimischen eine solche Horstkolonie bezeichnen, von reichen ornithologischen Ergebnissen begleitet sein und eine großartige Ausbeute an Serien-Kollektionen von Eiern, Dunen-, halb- und ganz flüggen Jungen liefern, die zu beschaffen viel leichter ist, als sie heil nach Hause zu bringen. Ein letzter Rundblick auf die Nistbäume und den Waldboden unter ihnen ist angetan, unseren Enthusiasmus etwas abzukühlen, denn was wir sehen und riechen, kommt so ziemlich einer Negation jeglicher Aesthetik gleich; kreidige Exkremente, faule Eier, Nahrungsüberreste, Cadaver von herabgestürzten Jungen, bilden ein für Auge und Nase gleich widriges Guano-Lager."

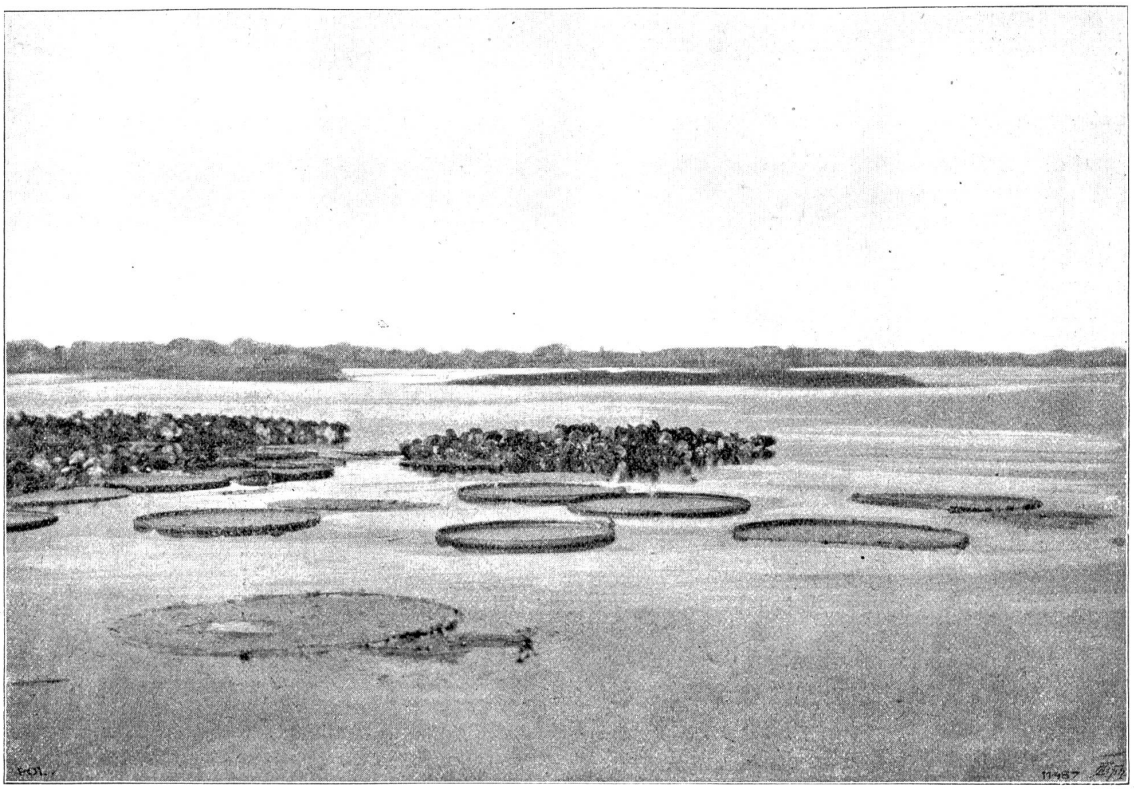
Der Amazonas ist bekanntlich auch die Heimat der Alligatoren, jener gefräßigen Riesenreptilien aus der Familie der Krokodile, die die Tümpel und Lagunen jener Gegend bewohnen. Sie kommen hier in zwei Arten vor, einer kleinern (Caiman sclerops) und einer größern (Caiman niger). Diese letzte Art, der schwarze Alligator, ist ein Spezificum des Amazonasgebietes; er wird gegen 4 Meter lang.

Ueber die unglaubliche Fülle von Alligatoren in jener Gegend schreibt Göldi: „Am See Arary, wenn zur Hochsommerzeit der Wasserspiegel seinen niedrigsten Stand erreicht, bleiben in dem sich erhärtenden Uferschlamm ungezählte Caimane zurück; einer umgeworfenen Scheiterbeige vergleichbar, liegen sie dort in meterhohen Schichten übereinander, unterliegen einer Sommer-Lethargie, aus der sie erst die beginnende Regenzeit wieder erweckt. Auf einzelnen der zwischen Cap Magoary und dem Rio Tartarugas gelegenen Großgrundbesitzungen längst der atlantischen Küste sehen sich die Eigentümer, infolge des von Krokodilen angerichteten Schadens, alljährlich zu großen Treibjagden veranlaßt und ein mir befreundeter Gutsbesitzer ließ 1897 allein nur auf seinem Grundstück bei solcher Gelegenheit über 2000 Stück erlegen. Drüben auf der benachbarten Insel Mexiana hatte Wallace in den Fünfziger-Jahren solchen Krokodil-Treibjagden beigewohnt; das aus den erlegten Hydrosauriern massenhaft gewonnene Fett diente zu Beleuchtungszwecken.

Folgendes ist das Verfahren bei diesen Treibjagden: durch eine größere Anzahl von Personen, die von Kähnen aus lärmend mit Stecken und Stangen die im Schlamme versteckten Alligatoren aufstöbern, werden diese allmälig einer geeigneten seichten Stelle des Uferrandes zugetrieben und von der Flucht nach der tieferen Seemitte abgeschnitten. Wenn sie nun zu Hunderten und Tausenden dort verdichtet liegen, wo man sie zu haben wünschte, begibt sich ein Sachverständiger, handfester Vaqueiro in das nicht viel über knietiefe Wasser, besteigt furchtlos den Rücken des nächstliegenden Alligator, schlägt ihm durch einen wohlgezielten, mächtigen Hieb mit der schweren Axt das Dach des Hinterschädels ein. Von Rücken zu Rücken schreitend, teilt er rechts und links den todbringenden Hieb aus; es ist eine regelrechte Schlächterei, als ob es sich um eine dem Tod geweihte Viehherde in einem Schlachthause und nicht um gewaltige Krokodile handle, die eine furchtbare Waffe nicht nur in ihrem grausigen Gebisse, sondern auch in dem außerordentlich nervigen, platten Ruderschwanz besitzen, der uns mit einem einzigen Schlage einen Arm oder ein Bein zu zerschmettern vermag. Zu einem solchen Geschäfte gehört ein Grad von Mut, Kaltblut und Kenntnis des Charakters und der Gewohnheiten dieser stattlichen Panzer-Echsen, der unsere ungeteilte Bewunderung verdient; es gibt aber noch andere, nicht weniger merkwürdige Beweise von dem tierpsychologischen Geschick jener Natursöhne, Beweise, die ich hier leider übergehen muß. Konstatiert sei nur noch, daß bei dieser periodischen Massenschlächterei ein Unglück zu den Seltenheiten gehört."

Geben wir zum Schluß Professor Göldi noch das Wort über einen merkwürdigen Vertreter der höchst interessanten Fischwelt des Amazonas:

„Ich möchte unter dem vielen Wunderbaren," — so lesen wir in der angeführten Abhandlung — „was auch hinsichtlich dieser Tierklasse die Insel Marajó zu bieten imstande ist, mit einigen Worten noch auf eine merkwürdige Fischform eintreten, die zwas keineswegs etwa bloß auf dieses Eiland beschränkt ist, aber doch dort in ganz besonderer



Am Amazonenstrom.

Weise sich merklich macht — ich meine die Piranha (Serrasalmo piraya), das gefährlichste Raubtier des äquatorialen Amerika und das bösartigste Fischgeschöpf überhaupt. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß unter Gefahren aller Art aufgewachsene und mit ihnen vertraute Naturmenschen, wie die Vaqueiros von Marajó, für welche die Jaguar-Jagd ein Sport, die Bändigung eines wilden Stieres eine tägliche Beschäftigung, das Abschlachten der Krokodile in ihrem Elemente ein gering geachtetes Wagnis darstellt, den Namen dieses Fisches nicht aussprechen oder nennen hören, ohne daß aus dem Ausdruck ihres Gesichtes Haß und Schrecken zugleich herauszulesen wäre. Kein animalischer Körper, groß oder klein, der mit Wasser in Berührung kommt, ist sicher vor den scharfen Zähnen dieser höllischen Furien, für die der indianische Namen „Scheerenfische" bezeichnend ausgefallen ist. Eine kleine rünstige Stelle, ein Blutstropfen, ein an sich unbedeutender Hautschaden ist die Veranlassung zu einem ersten Biß, dem sofort hundert weitere folgen und wenige Minuten genügen, um aus einem unglücklichen Menschen, einem Ochsen oder Pferde ein Skelett-Präparat hervorgehen zu lassen, an dem bereits auch viele kleine Knochen und sicherlich die meisten Knorpel fehlen. Die Kugelwunde, welche ein ausgewachsener Alligator durch eine Muskelpartie des mächtigen Schwanzes erhielt, bringt, so nichtssagend sie an und für sich sein mag, den Riesen ganz sicher doch zu Fall: das verzweifelte Peitschen des Verwundeten, wie die brodelnde Wasserbewegung rings um ihn her lehren uns, daß die beschuppten Peiniger ihre Dissektionsarbeit begonnen. Wenn wir am oberen Pacoval den Rumpf einer erlegten Capivara ins ruhige Wasser eines Flußarmes warfen, so begann derselbe augenblicklich sich rasch vorwärts zu bewegen, wie ein von der Schraube getriebenes Dampfschiff; es war die Arbeitsleistung unzähliger Piranhas, die gleichzeitig auf den blutigen Halsstumpf einbissen.

Die Piranhas beginnen in großen Heerscharen zu Anfang der Sommerszeit flußaufwärts zu steigen, gerade dann, wenn manche andere Fische in umgekehrter Richtung sich zum Rückzug nach den tieferen Wasseradern anschicken, um nicht im Binnenland durch das Sinken des Wassers abgeschnitten zu werden. Nachdem sie diesen Rückzüglern grauenhafte Vernichtungskämpfe geliefert, verteilen sie sich bis in die feinsten und letzten Binnenlandgräben der Savannen-Region hinein und bilden dann eine stehende Geißel und Landplage für Mensch und Tier. Von der Zahl dieser Raubfische gibt uns der Vaqueiro eine drastische Vorstellung durch folgendes Experiment: eine frisch abgezogene, noch blutige Kuhhaut wird vom Kahn aus zum größeren Teil ins Wasser gesenkt, einen Augenblick nachher aber wieder eingezogen. Dies ist jetzt nur mit Einsatz äußerster Kraftanstrengung möglich, denn das Gewicht der vielen Piranhas, welche sich inzwischen in dem zähen Faserwerk des frischen Bindegewebes mit ihren dreieckigen Zähnen verbissen haben und sich, weil sie loslassen entweder nicht können oder nicht wollen, wie Fransen und Quasten an einem Teppich, an der Kuhhaut an Bord einziehen lassen, verlangt einen starken Mann. Wir tun gut, unsere Hände, Beine und Füße sorgfältig außerhalb des Bereiches dieses unheimlichen Piranha-Knäuels zu bringen, der sich in dem hohlen Bauch unseres Fahrzeuges wütend hin und her schlägt, und uns mit Wasser bespritzt, denn wenn ein Exemplar sich losgelöst, schnappt es zu und vermag durch Sohle und Oberleder unserer Stiefel hindurch uns schmerzlich zu verwunden. Kurz, hätte Dante die Piranha gekannt, sie wäre unter dem Inventar an Marterwerkzeugen, dessen er zum Ausmalen seines Inferno bedurfte, in der Vorderreihe der Höllenqualen willkommen geheißen worden."

Welches wird die voraussichtliche Dauer des Krieges sein?

Diese Frage stellte die Schriftleitung der pazifistischen Wochenschrift „Die Menschheit" einer Anzahl europäischer Politikern und Publizisten, deren Ansicht in Europa Gewicht